

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 30

Artikel: Die vier Verliebten [Fortsetzung]
Autor: Möschlin, Felix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 30 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 29. Juli 1922

== Höhenfeuer. ==

Zur Feier des 1. August.

Von Adolf Frey.

Abendrot verzieht in heitern
Sernen hinterm Selsenknauf,
Und aus Tannenreis und Scheitern
Brechen Dampf und Lohen auf.

Berg und Hügel steh'n entzündet
In der Heimat nah und weit,
Und ihr lodernd Haupt verkündet:
Diese Nacht ist heilige Zeit!

Blasse, sturmzersehte Sahnen
Slattern in der Sternenluft,
Und ein harst geschienter Ahnen
Zieht hervor aus Qualm und Duft.

Seuer auf den Stamborgklingen,
Seuer auf dem Eisenhut,
Seuer auf den Harnischringen,
Steigen sie aus Glast und Glut.

Und mit hochgemuten Schritten,
Unterm Helm und schildbewehrt,
Geht Frau Seiheit in der Mitten,
In der Sauft das bloße Schwert.

Immer matter, immer leiser
Zuckt der grauen Sahnen Flug,
Sacht verglimmen Ast und Reiser,
Und die Nacht entführt den Zug.

Auf der Luft schwarzblauen Steigen
Ist ein Schimmer noch zu sehn,

Bis sie unterm Sternenreigen
Wie ein dämmernd Sternbild stehn.

== Die vier Verliebten. ==

Roman von Felix Möschlin.

30

Nun konnte sie sich auf den Weg machen. Wieder kam der Wunsch über sie, es möchte die allereinsamste Schneeweite um sie sein, auf daß es ihr vergönnt wäre, ihre Buß- und Opferwilligkeit für ihr Allerheiligstes offen und unverhüllt vor seine Augen zu tragen, um alle Zweifel unmöglich zu machen. Aber ringsum standen Bauernhäuser mit vielen neugierigen Scheibenaugen und Menschen hinter den Scheiben, die noch neugierigere Augen hatten als die Häuser. Aber würde nicht auch das schon genügen, daß sie in der Dämmerung mit nackten Füßen zu ihm hinüber schritt? Niemand brauchte zu sehen, daß sie keine Schuhe trug. Im langen Mantel sah man ihre Füße nicht.

Rösli denkt nicht mehr daran, daß sie Frau Steiner ist. Sie denkt nicht einmal daran, daß sie vor einigen Monaten Frau Steiner gewesen ist. Jetzt fühlte sie sich bloß als ein blutjunges Mädchen, das sich etwas ganz Abenteuerliches und Ungewöhnliches ausgedacht hat, um der Liebe willen. Sie tritt mit nackten Füßen vors Haus. Sie denkt an keine Gefahr. Sie hat kein Verhältnis zu ihr, so wenig wie ein kleines Kind zum Tode.

Der Schnee ist brennend kalt, das Eis schneidet ins Fleisch. Am schlimmsten ist der Schmutz bei den Dünge-

hausen, den die faule Wärme austaut. Aber was wäre ein Opfer, das nicht äußerste Tapferkeit verlangt? Begierig leidet sie Schmerzen, begierig überwindet sie das Grauen. So viele Siege über sich selbst sind ihr die Verheißung des Sieges über ihn. So wandert sie ihrem Ziele zu und lächelt, wenn ihr jemand begegnet. Jetzt ist sie unten im Tal, jetzt steigt sie mühsam hinan. Bald gleitet sie aus, bald sinkt sie aufs Knie. Näher und näher kommt sie der Hütte. Einmal wacht der Gedanke in ihr auf, Franz könnte nicht daheim sein. Aber überlegen lächelnd verwirft sie den Gedanken wieder. Sie weiß, daß er daheim ist. Sonst wäre ja ihr Opfer sinnlos. Sinnloses aber will die Natur nicht. Da sie sich ganz als Natur fühlt, kann sie nichts Sinnloses tun!

Der Maler sitzt in seiner Stube. Er fühlt sich klein und schwach und elend. Sehnsucht zu spüren ist süß. Sehnsucht ist Kraft. Nun aber ist auch die Sehnsucht von ihm gegangen. Das ist das aller schlimmste. Daß das Glück ging — gut, er hatte sich daran gewöhnt. Daß die heilige, feurige Arbeitsfreude ging — gut, es mußte ertragen werden. Daß aber nun auch noch die Sehnsucht erstarb — wie soll das überwunden werden? Rösli ist seine Sehnsucht gewesen. Hätte sie ihn doch nicht besucht. Denn seit-

dem sie ihn besucht hat, ist die Sehnsucht tot. Er mag nicht mehr nach ihrem Hause hinüberschauen. Er zeichnet nichts mehr, dessen Sinn und Bedeutung sie ist. So ernüchternd hat ihr Besuch gewirkt. Ein leeres Gehäuf ist sie, denkt er. Wer mag nach einem leeren Gehäuf Sehnsucht haben?

Da liegt wieder ein Brief seines Vaters vor ihm, um das Unglück noch größer und schmerzlicher zu machen. Warum muß ihn der Vater immer wieder an seine zehn Sommerbilder erinnern. Warum ihm immer wieder erzählen, wie sie gelobt und bewundert, ja sogar gekauft werden? Was hilft ihm Lob, was hilft ihm Geld? O, dieser Vater, der stolz durch die Stadt gegangen ist und sich seines Sohnes gefreut hat! Und jetzt wieder so ungeduldig, so recht väterlich ungeduldig schreibt, wo denn die neuen, großen Bilder blieben? Was er eigentlich da oben in den Alpen tue? Ob er auch wirklich male? Er habe ja schon ein halbes Jahr lang nichts mehr geschickt. Man erwarte Großes von ihm. Wenn nicht bald etwas komme, so werde er selber einmal die lange Reise wagen, um zu erfahren, ob sein Sohn wirklich etwas arbeite. Franz hört ihn die Treppe heraufkommen. „Wie hast du mit deinem Pfund gewuchert?“ Verlegen zeigt er ihm die Bilder, auf denen immer nur sie zu sehen ist. Der Vater lächelt verächtlich. Das Lächeln mag ungerade sein, aber es ist da und es ist begreiflich, daß es da ist. Auch die Kritik wird lächeln. Mit Großem zu beginnen, auf Bildern das Schicksal des ganzen Landes darzustellen — und dann ein Weibchen zu zeichnen.... Ist das nicht Verfall und bedauernswerte Entartung, nie mehr gutzumachende Entgeißung?

Er schaut zum Fenster hinaus. Links winkt das tiefe Tal mit seiner Straße. Die führt zu einer Stadt. Rechts Schneehügel und Schneekuppen. Keine Straße mehr. Nur ein schmaler Weg, der zur Höhe steigt. Aber hinter der Höhe liegt wieder eine Tiefe. Man kann ihr nicht entrinnen. Bleibende Höhe, Höhe, die sich mehr und mehr steigern kann, gibt es nur in der eigenen Seele. Mit tausend Schmerzen spürt er die Lähmung seiner Kräfte.

Aber wer kommt dort im Schnee gerade auf die Hütte zu? Ist nicht sie's? Und lächelnd, triumphierend? O, sie ist wohl voll Stolz, daß da einer wohnt, der sie liebt und verehrt. Sie glaubt wohl daran. Wie ihr das Schmeicheln wohl tun mag. Es läßt sich ja jedes Mädchen gern den Buckel streicheln. Aber heute will ich deinen Stolz brechen!

Er reißt die Tischschublade auf, zerzt all die Zeichnungen und Skizzen heraus, zerknüllt und zerknittert sie, preßt sie in den Fäusten zusammen, öffnet das Ofentürchen, schiebt und stößt die Papiere hinein, auch das kleinste, auch das allerleiste. Und lächelt dann und wartet.

Sie ist ins Haus getreten. Sie kommt die Treppe herauf. Aber seltsam leise, als schleiche sie. Wie eine Raube, denkt er. Nun steht sie vor ihm, im Mantel, einen Schleier um die Haare. Sie lächelt ihn an und sagt fröhlich: „Guten Abend, Herr Blumer!“

Er schaut sie finster an: „Sie kommen gerade recht, Frau Steiner,“ sagt er langsam. „Ich bin nämlich dabei,

ein kleines Freudenfeuer anzuzünden.“ Er deutet auf den Ofen. „Wissen Sie, was das ist?“

Sie schüttelt den Kopf.

„Sie sind's, Sie verbrenne ich,“ ruft er und lauert vor dem Ofen nieder, um den Papierstoß anzuzünden.

Sie erschrickt. Ist sie doch zu spät gekommen? Sie weiß nicht, was sie tun soll. Sie spürt bloß auf einmal, daß ihr die Füße so weh tun, daß sie kaum mehr stehen kann.

Sein gebeugter Rücken sieht hart und mitteillos aus. Die Zündhölzer sind barmherziger als er. Sie wollen nicht brennen. Da sie endlich brennen, will sich das Papier nicht anzünden lassen. Da lächelte sie. Sie hat ihr Selbstvertrauen wieder gewonnen. Den Schleier löst sie vom Haupte, den Mantel läßt sie rauschend fallen. In einem hellen, leichten Frühlingskleide, aus dem Brust und Arme offen schimmern, steht sie da und wartet.

Nun prasselt und lodert das Papier in den Schornstein hinauf.

„Sehen Sie, wie ich mich von Ihnen befreie!“ ruft er triumphierend und dreht sich um.

Im hellen Feuerschein steht sie lächelnd da. Er hat immer noch das Bild eines dunkeln Mantels und eines verhüllten Hauptes im Sinn und kann den neuen Anblick nicht begreifen.

Was ist das für ein Spiel? denkt er. Seine Miene wird kalt, in seine Augen kommt ein Glanz von Frechheit und Verachtung. Schau, schau, so also ist ein verheiratetes Weibchen.

Sie muß sich am Tische halten. Ihre Schmerzen werden so groß, daß sie den Kampf um ihre Liebe vergißt.

„Die Füße tun mir so weh, hilf mir,“ jammert sie.

Da schaut er zum ersten Male ihre zerschundenen Füße. Nie hat er etwas Rührenderes und Hilfloseres gesehen als diese nackten Füße. Heftige, heiße Liebe wogt durch ihn. Er trägt sie zum Stuhl. Er bettet ihre Füße auf seinen Knien. Er trocknet sie sorgfältig mit seinem Taschentuch, tupft das Blut auf, reibt die eiskalten Knöchel.

„Warum tatest du das?“ sagt er.

„Um abzubüßen,“ sagt sie, „daß ich dich verließ.“

„Kamst du bloß zu mir um der Buße willen?“

„Zu dir kam ich um des Glückes willen, der Buße wegen aber ohne Schuhe. Und nun muß ich wohl oder übel bei dir bleiben, bis meine Füße wieder geheilt sind.“

Da vergißt er sein besorgtes Krankenwärterwesen und sie ihre schmerzenden Füße.

Es fallen schwurhafte Worte durch die Nacht. „Du bist mein erster und einziger Mann,“ sagt sie mit aufrichtigster Wahrheit. „Du bist mein erstes und einziges Weib,“ sagt er mit festem und eifrigem Glauben.

Es fallen Worte durch die Nacht, die das Dunkel erhellen. Die Liebenden möchten sie aufbewahren in edeln Gefäßen fürs ganze Leben, so kostbar sind sie ihnen. Es dünkt sie, als könnten solche Worte nur in einer einzigen Nacht gesprochen werden. Selige Ueberraschung wartet ihrer: wo die Liebe ist, gibt es unendlich viele einzige und erste Nächte.

* * *

Der alte Blumer sitzt recht mürrisch und verdrossen in einem Eisenbahnwagen mit der weißen Blechtafel „Zürich-Chur“. Er kommt sich vor wie ein Polizist, der einem verdächtigen Vaganten nachzuspüren hat. Die Aufgabe sagt ihm gar nicht zu. Denn der Vagant ist sein Sohn. Da hat man nun gemeint, alles sei hübsch im Blei und plötzlich fängt wieder eine solche Lumperei an. Wie kann man denn auch so dumm sein. Gute Kritiken, allgemeines Lob, ergiebiger Verkauf — ein Bild gelangt sogar ins Museum — und der Kerl läuft einfach weg und malt nichts mehr. Aber so dumm ist man nicht. Es heißt nicht vergebens „Cherchez la femme“. Da sitzt der Haken. Rösli ist daran schuld, die jetzige Frau Steiner. Die wohnt ja ausgerechnet im gleichen Dorf wie der Franz. Wer soll da noch daran glauben, daß es sich bloß um einen Zufall handelt, besonders wenn der Herr Steiner in Basel sitzt und seine Frau in den Bergen allein läßt. Nein, für den alten Blumer gibt's kein Geheimnis. Was herauszubringen ist, hat er ganz sicherlich herausgebracht. Jetzt wird er den beiden die Leviten lesen. Hören und Sehen soll ihnen vergehen. Dann aber sollen sie hören und lernen, was ein rechtschaffener Mensch zu tun hat.

Der alte Blumer wandert die Talstraße hinauf. Seine Stimmung wird nicht rosiger. Der Schnee ist im Auftauen. Die Füße gleitschen und rutschen. Sein Sohn mag sich vor der Strafpredigt in acht nehmen. Mit jedem neuen Kilometer erhält sie einen Vers mehr.

„Wo ist der Maler Franz Blumer daheim?“ fragt er die mürrische Bäuerin, an die man ihn gewiesen hat.

„Da oben,“ sagt sie grob und krümmt den Daumen gegen den Oberstod.

„He, nur nicht so grob,“ poltert er.

„Ihr gehört auch nicht gerade zu den Freundlichen,“ sagt sie unwirsch.

Er schreibt sich die Zurechtweisung hinter die Ohren. Er hat nicht die Absicht, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Wenn man einem verfahrenen Karren wieder aus dem Dreck helfen will, darf man das Pferd nicht mit dem ersten Wort schon scheu machen.

Im Oberstod findet er das Zimmer leer. Keine Spur, die den Malerberuf des Bewohners andeutet. Ich hab' es mir gedacht, sagt er zu sich selber. Höchste Zeit, daß ich gekommen bin.

„Wo ist der Herr Blumer gegenwärtig?“ fragt er die Bäuerin.

„Er wird wohl wieder in der Scheune oben sein und malen.“

„Malt er?“

„Ja, das sagt er wenigstens, und die Frau Steiner wird wohl auch bei ihm sein, denn ohne sie scheint er ja nicht malen zu können.“ Man merkt der Bäuerin die Freude an, daß sie diesen längst bereit gehaltenen schönen Satz einem aufmerksamen Zuhörer zu Gemüte führen darf.

Daß er malt, gefällt dem Vater. Daß aber diese Frau Steiner bei ihm ist, verstimmt ihn. Nun ja, er wird schon nach dem Rechten sehen. Drum ist er ja gekommen.

„Ja, man wird aus der Geschichte nicht recht klug,“ fährt die Bäuerin fort.

„Aus welcher Geschichte?“

„Eben aus dieser Geschichte. Keiner kommt recht draus. Ich möchte zwar nichts gesagt haben. Anschwärzen tu ich niemand. Aber merkwürdig ist es, daß der Herr Ingenieur nun schon bald vierzehn Tage verreist ist und die Frau allein da oben bleibt und jeden Tag herkommt, um nachzuschauen, was der Maler gemalt hat, wie sie sagt. Wenn er sein Zimmer nicht regelmäßig bezahlte, hätte ich ihm schon längst gekündigt. Und für die Scheune zahlt er auch etwas. Aber sonst würde ich das wahrhaftig nicht dulden. Das ist bei uns nicht Mode. Bei den noblen Leuten ist das eben etwas anderes!“

„Nein, es ist nichts anderes,“ belehrt sie der alte Blumer. „Aber es gibt eben junge Leute, die einmal im Leben einer Versuchung zum Opfer fallen können. Wenn bei Ihnen die Moral mit dem Geldsack in Verbindung steht, so ist sie auch nicht weit her!“

„Man merkt schon,“ sagt die Bäuerin giftig, „die Herren halten zusammen. Die tun einander nicht weh. Aber wenn ein Bauer so was täte...“

„O, die Bauern sind auch nicht lauter Heilige. Und wenn man alles wüßte, was auf den einsamen Höfen und abgelegenen Dörfern geschieht...“

„So wäre es immer noch nicht so schlimm wie das, was man von Ihrer Sorte Menschen jetzt schon weiß!“

„Ich möchte Sie denn doch drauf aufmerksam machen, verehrte Frau, daß der Maler mein Sohn ist.“

„Natürlich, drum wird der Baum auch sein wie der Apfel, und was ein Bock ist, entschuldigt das Böcklein!“

„Ich verbitte mir solche Anzüglichkeiten,“ sagt der alte Blumer beleidigt, „denn mein Sohn ist ein durch und durch anständiger Mensch, und wenn er auch mit einer gebildeten Frau verkehrt, so braucht darin kein Mensch etwas Schlimmes zu erblicken.“

„Bist du so weit gereist, Vater, um mich zu verteidigen?“ lacht da Franz hinter ihm. Sie geben sich die Hand. Als sie sich wieder nach der Bäuerin umschauen, ist sie verschwunden.

„Wo malst du?“ fragt der Vater.

„Dort oben.“ Franz weist auf eine alleinstehende Scheune. „Sie hat gutes Licht, und mit Hilfe eines Petroleumofens ist es darin ganz erträglich.“

Als sie vom Hofe aus nicht mehr gehört werden können, verlangsamt der alte Blumer den Schritt.

„Nun, wie steht's?“ fragt er seinen Sohn und schaut ihn forschend an.

„Gut,“ sagt Franz.

„Alles in Ordnung?“

„Ja, jetzt ist alles in Ordnung!“

„Gott sei Dank! Und deine Malerei?“

„Ich kann dir wenigstens ein großes Bild zeigen, das so ziemlich fertig ist.“ Und Franz Blumer geht wieder voran.

Beim Eintritt in die Scheune erblickt der alte Blumer eine Schneelandschaft mit grauem Himmel. In der linken Ecke lauert ein Mann an einen Felsblock gelehnt. Von rechts her schreitet ein Mädchen auf ihn zu.

„Wie heißt das Bild?“

„Erlösung.“

(Fortsetzung folgt.)